

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

58]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 7, 1834.



Durchbruch der Deiche in Holland.

Kein Land ist unglücklicher den Ueberschwemmungen ausgesetzt, als Holland, weil es sehr niedrig und flach ist. Um die daraus entstehenden Gefahren abzuwenden, hat man das Land mit Deichen oder Dünen durchschnitten, die mit großem Scharfsinn und vieler Mühe angelegt worden sind. In vielen Fällen hat es sich nun bewiesen, daß die Kunst sich der Gewalt der Natur widersetzen kann; oftmals aber hat sich die Natur wie die Erdbeben in ihrer Ober-

gewalt behauptet, und die hier vorgestellte Abbildung zeigt eine solche fürchterliche Begebenheit in ihrer schrecklichen Gestalt. Diese Begebenheit fand den 19. November 1411 statt, und ihre Schrecken waren um so größer, da der Durchbruch in der Nacht geschah. Bei dieser Gelegenheit wurden die Dämme von der vereinigten Kraft der Winde und Wellen durchbrochen, und der ganze südliche Theil von Holland überfluthet und verheert. Außer den Rittergütern wurden 72

Dörfer fortgerissen und an 100.000 Menschen fanden in diesen Fluthen den Tod. Eine gleiche Begebenheit, jedoch mit geringerem Menschenverlust, fand 1430 statt. Durch eine solche Fluth ist auch der Zuydersee entstanden.

Der Nutzen der Astronomie.

Das unverdiente Schicksal, verkannt zu werden, trifft nicht nur einzelne Gelehrte, sondern auch ganze Wissenschaften. Wie oft hört man die Aeußerung: „Zu was nützt die Astronomie?“ von Leuten, welche dem Verdienste dieser Wissenschaft ihren Wohlstand, wenn auch nicht auf eine unmittelbare, doch auf eine mittelbare Weise zu verdanken haben. Selbst derjenige, der seine Lebensfreuden nur in materiellen Genüssen sucht, hat keineswegs Ursache, der genannten Wissenschaft ein, seiner eigenthümlichen Lebensansicht zu Gute kommendes, Verdienst abzuleugnen. Denn wenn es von Verstandesbeschränktheit zeugt, in Beziehung auf ein Ereigniß, oder auf irgend eine Wirkung nur die nächstvorhergehende Ursache im Auge zu haben, so muß es gleicherweise von Kurzsichtigkeit zeugen, eine Wissenschaft aus dem Grunde zu verachten, weil sie mit unsern Verhältnissen nicht in der nächsten Berührung, mit unsern Geschäften nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht. Letzteres ist nun der Fall mit der Astronomie. Wenn einige Männer des Alterthums ihr den Vorwurf machen, daß sie eine Tochter der Trägheit sei, so können wir nicht umhin, ihnen diese Ansicht geradezu streitig zu machen. Es ist wahr, die ältesten Spuren von astronomischen Beobachtungen finden sich bei dem Hirtenvolke der Chaldäer. Daß aber die Einförmigkeit ihres Geschäftes, Heerden zu hüten, ihnen nicht zusagte, ihren Forschungstrieb erweckte, und zum Lausgewölbe des gestirnten Himmels ihre Blicke lenkte, kann ihnen nur zur Ehre gereichen. Durch das Unehle ihrer Quelle verliert die Wissenschaft nichts von ihrer Größe, und sicher würde die Beobachtung der Gestirne aus reinem Forschungsgeiste spätern Zeiten und andern Völkern vorbehalten gewesen sein, wenn sie bei den Chaldäern nicht ihren Anfang fände.

Gewiß ahnte dieses Volk nicht, daß die Astronomie noch eine so große Ausdehnung gewinnen, und den Scharffinn in einem so hohem Grade einst in Anspruch nehmen würde, als sie es in den letzten 30 Jahren that. Jetzt sehen wir sie auf einer Höhe, von welcher aus sie sich nur durch Hülfen neuer Berechnungsweisen, oder durch Verbesserung der Messungs- und Beobachtungsmittel zu noch höheren Sphären hinauschwingen kann. Aber nur allein um das zu wissen, was gegenwärtig geleistet worden ist, bedarf es schon mehr als eines Menschenalters. Daß die Wahrheiten ihrer Forschungen sich bestätigen, zeigt das stets pünktliche Eintreffen der Sonnen- und Mondfinsternisse und vieler andern Himmelserscheinungen. Gibt es nun gleichwohl weniger Zweifler an der Richtigkeit der Resultate der Astronomie, so giebt es deren um so mehr hinsichtlich ihres Nutzens. Gleichwohl ist die Astronomie die nützlichste aller Wissenschaften, sie ist es sogar noch dann, wenn wir den Begriff Nutzen im Sinne derjenigen nehmen, deren vornehmstes Streben auf sinnliche Genüsse und körperliche Behaglichkeit gerichtet ist. Sie mögen nun einmal ihr gesamntes Bestizthum und ihre täglichen

Genüsse durchgehen, und fragen: Was ist Product meines Vaterlandes, was ist Product überseeischer Länder, und sie werden wenigstens eingestehen müssen, daß gerade ein sehr großer Theil derjenigen Naturerzeugnisse, auf deren Genuß oder Benutzung sie einen Werth legen, uns auf Schiffen von entfernten Ländern zugeführt wird. Aber welch ein gefahrvolles Unternehmen würde es nicht sein, sich mit dem Schiff in die offene See hineinzuwagen, ohne ein sicheres Mittel zu haben, seinen Lauf zu regeln, und den Ort seines Bestehens zu bestimmen. Ohne die Astronomie wäre das Schiff in steter Gefahr, an Klippen und Felsen geschleudert zu werden, ohne jene erhabene Führerin würde es irre umherwandern auf den sturmbewegten Fluthen, würde nur aufs Gerathewohl der Küste eines fernen Welttheils zu segeln, und an dieser Küste streifend, in der steten Gefahr zu scheitern, den ersehnten Hafen finden. Nun ist aber keine Schifffahrt gefährlicher als die Küstenschifffahrt, und selbst die erfahrensten Seeleute sind ruhiger auf offenem Meere, als in der Nähe des festen Landes. Besteht man nun zu, daß ohne den Handelsverkehr die Civilisation eines Volkes immer beschränkt bleibt, daß es ohne ihn keinen Wohlstand giebt, so räumt man schon mit jenem Zugeständnisse den Nutzen der Astronomie ein. Ohne die Astronomie gäbe es großartige Handelsunternehmungen nicht; durch den Handel wurden Länder und Städte, welchen die Muttererde nur dürftige Nahrung reichte, blühend; ohne den Handel wären Holland und England und Nordamerika nicht die Nationen geworden, welche sie jetzt sind. Sie müßten sich an den Ackerbau halten; aber dieser allein kann ein Volk nur auf eine mittelmäßige Bildung heben. Der Weltmann, welcher die Astronomie verachtet, gehe nur einmal flüchtig die Gegenstände durch, welche er der Ausbreitung des Handelsverkehrs über die ganze Erde verdankt, und er wird sich über den kleinen Rest der Genuß-, Bequemlichkeits- und Luxus-Gegenstände verwundern, auf welche ihn die Nichtexistenz des großen Welthandels beschränken würde. Wer den Nutzen der Astronomie leugnet, mußte somit auch den äußern Nutzen des Handels leugnen, und was sich zum Vortheil dieses sagen läßt, ist dann ohne Zweifel Verdienst der Astronomie. Ungleich höher steht jedoch der innere Nutzen, welchen die große Wissenschaft der Astronomie auf Verstand und Herz ausübt. Kein Studium nimmt so sehr den Scharffinn in Anspruch, als die Anwendung des höhern Calculs auf die Berechnung der Bahnen der Himmelskörper, auf die Bewegung der Erde u. s. w. Es ist unglaublich mit welchen Schwierigkeiten astronomische Berechnungen verbunden sind; aber um so größer ist der Triumph des menschlichen Geistes, wenn er sie überwältigt, um so belohnender ist die Ueberzeugung, daß seine Berechnungen sicher waren, und jene ist dann seine einzige Genugthuung. Aus pecuniären Rücksichten wird niemand Astronom; nur das innere geistige Bedürfniß, einen würdigen Gegenstand für die Uebung des Scharffinns zu haben, kann allein die Triebfeder zum Studium der Astronomie wie zu dem der Mathematik sein. Unter den humanistischen Studien sollte aber die Astronomie mit oben an stehen. Denn durch sie gewinnen erst andere Wissenschaften an Ausdehnung, Vollkommenheit und sicherem Galt; ohne Astronomie giebt es keine Geographie; die Naturkunde bleibt stets beschränkt, denn ohne naturhistorischen Verkehr mit Amerika würde die Naturbeschreibung noch auf dem nämlichen Standpuncte ste-

hen, wie vor 3 — 400 Jahren. Durch sie nur lassen sich so manche merkwürdige Erscheinungen, wie Ebbe und Fluth erklären. Durch sie läßt sich das Eintreffen der Springfluth bestimmen, von welchen zu Zeiten Küstländer heimgesucht werden, und deren Bewohner dann die erforderlichen Maßregeln gegen die durch Ueberschwemmungen herbeizuführenden Verluste treffen können. Ohne Astronomie giebt es keine höhere Feldmestkunst, denn große Länderstrecken können ohne Hilfe der Astronomie gar nicht gemessen werden. Ohne Astronomie giebt es keine, oder doch nur eine sehr ungenaue Zeiteintheilung, wie die Geschichte dieser Wissenschaft hinlänglich beweiset. Den mächtigsten Einfluß üben jedoch die Resultate astronomischer Forschungen auf unsere religiöse Ueberzeugung. Es ist wahr, wir finden in der organischen Natur mehr Unerklärbares, als in der unorganischen. „Schon Kant sagt: die Construction einer Raupe ist schwerer zu erklären, als die Einrichtung des ganzen Weltgebäudes.“ Das aber ist ja eben der untrügliche Beweis von dem Dasein eines höchsten Wesens, wenn wir die ewigen, durch den Verstand eingesehenen Naturgesetze an den Himmelskörpern verwirklicht finden. Wenn es für die Größe des menschlichen Verstandes kein besseres Zeugniß giebt, als die Ermittlung und Entdeckung jener mächtigen Kraft, (Gravitation) welche die Himmelskörper entweder in abgemessenen Entfernungen hält, oder ihnen bestimmte Bahnen anweist, in welchen sie ihren ewigen Weg dahinrollen sollen, so kann es kein besseres Uebergangsmittel von der Größe, Weisheit und Allmacht des Schöpfers geben, als jene von ihm in das Weltall gelegte Kraft, welche das ganze Universum durchdringt. Dr. N.

Der Orinoco und seine Wasserfälle.

Nicht minder großartig und interessant als es in Nordamerika der berühmte gegen 200 Fuß hohe Wasserfall ist, welchen der obere Theil des Lorenzflusses, der Niagara, zwischen den beiden Landseen Erie und Ontario bildet, sind die Wasserfälle des Orinoco im nördlichen Theile von Südamerika, ob sie gleich von Europäern seltner besucht und von jenem auch dadurch unterschieden sind, daß sie nicht in einem Falle herabstürzen, sondern aus einer zahllosen Menge kleiner Cascaden bestehen, welche stufenweise auf einander folgen. Der Orinoco durchströmt den jetzigen Staat Columbia in der Hauptrichtung von West nach Ost, und ergießt sich in der Nähe der Insel Trinidad mit vielen Mündungen in den atlantischen Ocean, welchem er hier eine so gewaltige Menge süßen Wassers zuführt, daß Columbus, als er auf seiner dritten Reise nach der neuen Welt, im Monat August 1498 hier die Küsten des Festlandes von Südamerika entdeckte, sogleich zu dem Schlusse veranlaßt wurde, ein so bedeutender Strom könne nicht aus einer Insel, sondern müsse aus einem großen zusammenhängenden Lande kommen, welches er jedoch anfangs für einen Theil der Ostküste Asiens, so wie den Orinoco für einen der vier Flüsse des alten Paradieses hielt.

Auch setzt die Wassermasse des Orinoco diesen Fluß seinen südamerikanischen Brüdern, dem Amazonen- und la Plata-Strome an die Seite, obgleich jener, der längste aller Flüsse, (720 geogr. Meilen) denselben an Länge, der letztere ihn aber an Breite übertrifft, welche an der Mündung des la Plata 23 geogr.

Meilen beträgt, während dieser Strom jedoch weniger lang und tief als der Orinoco ist.

Der Orinoco hat dagegen eine Länge von 280 geogr. Meilen, was zwar weniger als die Länge der Donau, aber noch etwa 100 Meilen mehr als die des Rheines beträgt, und in der Mitte seines Laufs beträgt dessen Breite nah an 16,000 Fuß. Der ganz eigenthümliche Umstand, daß das Wasser desselben die angrenzenden Felsen häufig schwarz färbt, giebt übrigens zu der, auch bei andern Strömen gemachten, Beobachtung Veranlassung, daß der Wasserstand vor Zeiten bedeutend, an manchen Stellen 150 — 160 Fuß höher, also der Fluß selbst weit mächtiger gewesen ist, als jetzt; ja man findet in solchen gegenwärtig unzugänglichen Höhen des ehemaligen Wasserpiegels an manchen Felsenwänden Bilder der Sonne, des Mondes und verschiedene Thiere eingegraben, welche nach der Sage der Eingebornen ihren Ursprung jener Zeit zu danken haben, wo noch der höhere Wasserstand von ihren Vorfahren beschifft worden.

Demungeachtet ist die Wassermenge des Orinoco immer noch sehr bedeutend und macht es erklärbar, daß das Getöse der bereits erwähnten Cascaden desselben, welche in der Nachbarschaft der Ortschaften Atures und Mappures liegen, wo der Fluß noch eine Breite von 8000 Fuß hat, so weit hörbar in der Ferne und betäubend in der Nähe ist, obschon die einzelnen stufenweisen Wasserfälle meist nur einige und nicht über 10 Fuß hoch sind und die gesammte Höhe derselben, oder des sogenannten Randals nur etwa 30 Fuß beträgt.

Der Rhein fällt dagegen bei Schaffhausen 70 Fuß tief, gleichwohl hört man das Geräusch dieses Falles weniger weit, und nur in der Nachtzeit, wo der Schall in einer größeren Entfernung gehört wird, 2 Meilen weit.

Auch in den waldigen Einöden des Orinoco, wo die an andern Orten statt findende Ruhe der Nacht hierzu nichts beitragen kann, vernimmt man während derselben das Getöse 3 Mal stärker als bei Tage, wovon der Grund nur in einer veränderten Temperatur der Luftschichten zu suchen ist. Jene Wasserfälle bilden eine meilenlange schäumende Fläche, aus welcher schwarzgefärbte Felsen wie alte Burgen majestätisch hervorragen, und jede Insel, jeder Stein ist mit üppigem Grün und Gebüsch geschmückt. Dichter Nebel schwebt immerwährend über dem nie ruhenden Wasserpiegel und durch die nasse Schaumwolke ragen die Gipfel hoher Palmen hervor. Wenn sich hier im feuchten Wasserstaube der Strahl der glühenden Abendsonne bricht, so entzückt ein optischer Zauber; farbige Bogen steigen empor, verschwinden und kehren wieder, im Spiel der Lüfte schwanken die ätherischen Bilder.

In der Nähe des Randals befinden sich auch die Höhlen von Mamipe, die Gräfte eines untergegangenen Völkerverstammes, der Atures, in deren einer N. von Humboldt und Bonpland im Jahr 1800 ungefähr 600 Skelette, in eben so viel Körben, aus Palmblätterstiele geflochten, zählten, alle wohl erhalten und mit gereinigten zum Theil gebleichten Knochen; auch fanden sie daselbst Urnen von hellgebranntem Thone, von ovaler Form, mehrere Fuß hoch und lang, mit Henkeln in Gestalt von Krokodilen, Schlangen, u. s. w. und am obern Rande mit Verzierungen, denen an den Wänden des mexikanischen Pallasstes bei Mitla und an den Schilden der Otaveiter ähnlich, deren Alter jedoch nicht genau ermittelt werden konnte.

Zu den merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des

Drinoco gehört außerdem noch das seltene, vielleicht einzige Beispiel, daß derselbe einen bedeutenden Arm'den Casiquiare gegen Süden in ein anderes Stromgebiet, in den Rio negro absendet, welcher in den Amazonenfluß mündet, und somit eine natürliche Verbindung mit diesem herstellt.

Auch ist in seinem obern Theile und einigen Nebenflüssen die räthselhafte Erscheinung des sogenann-

ten schwarzen Wassers wiederholt zu beobachten, indem dieses von cassebrauner, im Schatten der Palmengebüsche von tintenschwarzer, in durchsichtigen Gefäßen von goldgelber Farbe erscheint, womit zugleich eine wunderbare Klarheit verbunden ist, so daß bei ruhiger Oberfläche die Gestirne sich prachtvoll darin spiegeln, was den sternhellen Nächten in jenen Gegenden einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Behandlung der Sklaven.



Folgende Erzählungen aus einer englischen Schrift sind durch die Wahrheit begründet.

Eben hatten wir den Hafen St. Thomas verlassen und richteten unsern Lauf nach der Insel St. Croix, als der Schiffs-Capitaine einen Negerjungen auf die Spitze des Mastes hinausschickte, um die Flagge herabzunehmen; beim Abbinden verlor er die Haltung und fiel ins Meer. Er ruft um Hilfe, aber der grausame Capitaine will kein Boot aussetzen lassen, um ihn herauszuholen. Der Hund des Capitaines sieht den armen Jungen im Wasser, springt über Bord und ergreift den Arm des Jungen. Der Hund wird von seinem Herrn mehrmals gerufen; aber er folgt nicht. Als jener seinen Hund zu verlieren fürchtet, läßt er ein Boot aussetzen; allein so bald der arme Junge das Schiff besteigt, schlägt er ihn unbarmherzig, weil er die Flagge verloren hat.

In Isle Maurice wurde Jemand ausgeschiedt, einige neue Neger zu verhaften. In dem Bericht darüber kommt folgende Stelle vor: Ich glaube mich einer Pflicht gegen die Menschheit zu entledigen, wenn ich benachrichtige, daß ich beim Durchsuchen der Hintergebäude zwei Knaben von etwa 10—12 Jahren fand, welche man peitschte; die armen Kinder hatten schwere Ketten am Halse, lagen mit dem Gesichte auf dem Boden, so daß der Rücken der glühendsten Sonnenhitze ausgesetzt war. Als ich beim Anblick dieser Grausamkeiten meinen Abscheu ausdrückte und nach ihrem Verbrechen

fragte, sagte man mir, daß sie fortgelaufen wären und im Zuckerrohr Feuer angemacht hätten. Die Kinder gestanden, daß sie hätten fortlaufen wollen, und durch meine Vermittelung wurden sie in ein Gebäude gebracht.

In Neu-York wurde ein gewisser Hoffmann wegen harter Behandlung eines Kindes, das unglücklicher Weise sein Sklave war, dreimal vor Gericht gefordert. Ein Zeuge sagte aus, daß Hoffmann die Hände des Kindes zusammen gebunden, sie mit einem an die Wand befestigten Stricke über den Kopf gezogen und die Füße desselben mit einem andern Stricke an den Fußboden befestigt hätte. Dann peitschte er das Kind mit einer Pferde-Peitsche so heftig, daß beim ersten Schlage Blut hervorkam, und auf solche Weise brachte er ihm an 140 Hiebe bei, bis der Strick riß und der Knabe auf den Fußboden fiel. Noch hatte er seine Wuth nicht gesättigt und gab dem zu seinen Füßen ausgestreckten Opfer noch 40 Hiebe, und so groß war die aus dem entstellten Körper hervorströmende Menge Blutes, daß eine Frau gerufen wurde, um es abzuwischen. Um die Marter des armen Geschöpfes zu vergrößern, wurden die Wunden mit einer Mischung von Salz und Branntwein belegt. Ein anderer Zeuge sagte aus, daß Hoffmann zu einer andern Zeit den Knaben noch grausamer gemartert habe. Er stopfte ihm zwei Eßlöffel Salz in den Hals hinab, um ihm Durst zu

erregen, und sperete ihn dann in ein kleines, unbequem, fürchterliches Kämmerlein ohne Speise und Trank 14 Tage lang ein. Diese Grausamkeit war um so größer, da das Kind noch zu jung war, um eine Ursache dazu gegeben haben zu können und es war sich auch keines Vergehens bewußt. Dieses Ungeheuer wurde zu 150 Dollars Strafe verurtheilt, und mußte sich unter einer Bürgschaft von 2000 Dollars verpflichten, den Knaben mit mehr Menschlichkeit zu behandeln. Dessen ungeachtet trieb Hoffmann seine Grausamkeiten fort, bis das Gericht ihn in Anklagestand versetzte; aber er zog vor, den Knaben frei zu lassen, als nochmals Rede zu stehen, und so hatte die Sache ein Ende.



Behandlung der Sklaven.

Ein Geistlicher erzählt: Eines Tages wurde ich zu einem Matrosen gerufen, der seinem Ende nahe war. Als ich zu ihm von Neue sprach, sah er düster und traurig vor sich hin und wendete sich von mir; ich sprach, zu ihm von Gott, er blieb still; von der Gnade Gottes, und er brach in Thränen aus und klagte: O ich darf keine Gnade Gottes erwarten. Zehn Jahre war ich auf einem Sklaven-Schiffe und hatte die Aussicht über die Kranken und ihren grausamen Tod. Vielmals wurde ein kranker Vater, eine krank Mutter, ein neugeborenes Kind unter Angstgeschrei ihrer Verwandten in einen Lappen gewickelt und über Bord geworfen. Ach, ihr Geschrei quält mich nun Tag und Nacht, ich habe keinen Frieden und kann keine Gnade erwarten.

Ein Herr W. hatte die Gewohnheit, nicht bloß seine Neger grausam zu züchtigen, sondern auch seine Haushälterin, eine Mulattin,*) zu schlagen, und da er einst wüthender als gewöhnlich war, traf er sie mit einem Gewehr und tödtete sie auch auf der Stelle. Es waren nur Sklaven zugegen, und einer derselben lief sogleich ins Dorf und schrie wiederholt: Massa hat Mussas getödtet! — Dieser Herr, wie er dort heißt, wurde deshalb vor Gericht gefordert; aber keineswegs bestraft, weil Beweise fehlten! denn das Zeugniß der Sklaven ist nicht gültig.

P e t r a r c a .

Zu den Männern, welchen die Menschheit viel verdankt, indem sie die Wissenschaften wieder ins Leben riefen, als tiefe Finsterniß fast die ganze Erde bedeckte, gehört besonders Franz Petrarca, geboren am 20. Jul. 1304, zu Arezzo im florentinischen Gebiete, einem Orte, der auch durch den ihm unmittelbar vorausgegangenen Dante und seinen Zeitge-

*) Die von den Europäern und Negern Erzeugten heißen Mulatten.



Petrarca.

ossen Boccaccio berühmt geworden ist. Selten wird wohl eine Stadt in so kurzer Zeit die Wiege dreier solcher Helden in der Literatur gewesen sein. Petrarca's Vater war Rechtsgelehrter in Florenz, aber kurz vor der Geburt seines Sohnes in Folge der damals in Italien so häufigen Bürgerkriege zu fliehen genöthigt worden. Auch der junge Petrarca sollte sich der Rechtswissenschaft widmen, allein Virgil und Cicero galten ihm mehr als der Coder des Justinian und obgleich seine Lieblinge vom strengen Vater öfters weggenommen wurden, so wuchs doch gerade dadurch seine Neigung zu den Alten nur noch mehr, und als sein Vater starb, da F. Petrarca kaum 22 Jahr alt war, hinderte ihn nichts mehr, sich ihnen ganz hinzugeben. Er wählte nun den kirchlichen Stand, ohne aber je die Weihen zu empfangen, und begnügte sich stets nur mit mehreren Pfründen, womit man sein bald erwachendes Dichtertalent belohnte. Durch dieses hat eigentlich Petrarca seinen Namen auf ewige Zeiten berühmt gemacht, ob es schon keineswegs sein einziges Verdienst war, und ein Ereigniß, das seinem Leben eine besondere Richtung gab, trug zur Entwicklung des erstern wesentlich bei. Im 27ten Jahre sah er nämlich zu Avignon die Gemahlin des Herrn Hugo de Sades, Laura, die als ein Ideal an Geist und Körper von ihm angebetet und in hundert Sonnetten und Canzonen als Göttin, als Geliebte besungen wurde, so daß ihr Name ewig jung bleiben wird, wie der seinige. Manche haben geglaubt, daß sie gar nicht existirt habe, sondern nur ein Kind der edelsten, für die höchste Anmuth beseuerten Phantasie gewesen sei; allein dem scheint der Inhalt vieler Sonnette und die spätern Angaben in seinen Briefen, seinen andern prosaischen Schriften doch sehr zu widersprechen. Genug, durch diese rein idealisch gebliebene Liebe erwachte sein Dichtergenius und was dieser hinterlassen hat, gründete seinen Ruhm für immer, ob er schon noch auf andere Art nicht weniger ausgezeichnet war. Petrarca unternahm nämlich auch Reisen durch den größten Theil Europa's. Er besuchte Spaniens Küsten, er kam nach England; er durchwanderte die Städte am Rhein bis nach Flandern hinab; er ging nach Paris und Prag. Theils

trieb ihn Wissbegierde in solche fremde Gegenden, theils verhandelte er Staatsgeschäfte; denn er stand bei Königen und Fürsten wegen seiner Kenntnisse und Talente in großer Achtung und Gnade, namentlich auch beim teutschen Kaiser Karl IV. Nicht geringer verdient Petrarca als Beförderer der alten Sprachen unsere dankbare Achtung. Er zog Cicero's Briefe aus dem Staube hervor, er sammelte Manuscripte, er betrieb mit Boccaccio eifrig das Griechische. Allgemein erkannte man solch edles Streben an, und so ward er in Rom 1340 feierlich als Dichter auf dem Capitol gekrönt, aber sonderbar genug, geschah dies nicht wegen seiner herrlichen italienischen Sonnette, Canzonen u., sondern in Folge eines nicht vollendeten, längst vergessenen lateinischen Gedichts, Namens *Africa*. Zwölf junge Patricier, in Scharlach gekleidet, sechs Abgeordnete aus den ersten Häusern in grünem Sammt mit Blumenkränzen, führten ihn nebst Prinzen und Edeln den Berg hinauf, wo der Graf von Anguillara, als Senator, die *Sella curulis* einnahm. Jetzt rief ein Herold Petrarca's Namen. Er stand da und hielt eine Rede über eine Stelle aus dem Virgil, flehte Segen auf Rom herab, kniete vor dem Senator hin und empfing den Lorbeerkranz mit dem Rufe: „Zum Lohne des Verdienstes!“ Das Volk jubelte: „Es lebe das Capitol und der Dichter!“ Mit einem Sonnette dankte er und hing dann den Kranz am Grabe St. Peters auf. Das dem Dichter ausgehändigte Pergament besagte, daß nach Verlauf von 1300 Jahren der Titel und die Freiheiten eines gekrönten Dichters wieder ins Leben gerufen worden sey und er auf immer das Recht habe, nach eigener Wahl einen Lorbeer-, Ephen- oder Myrtenkranz zu tragen, sich als Dichter zu kleiden, zu disputiren, zu schreiben wo und wie er wolle. Petrarca wechselte seinen Aufenthalt sehr oft, brachte aber die letzten Jahre im Städtchen Arqua, einige Meilen von Padua zu, wo ihn 1374 am 19. Juli der Schlag mitten im Studiren rührte. Man fand ihn mit dem Haupte auf einem Buche liegend. Er war also volle 70 Jahr alt geworden. Hier liegen auch seine Gebeine, fern von denen der angebeteten Laura, welche schon lange, 1348, ein Opfer der Pest geworden, aber nie von ihm vergessen worden war.

Skizzen aus Norwegen.

Der Name Norwegen erweckt bei Vielen nur den Gedanken an ein kaltes, winterliches Land, ohne Segen der Natur, Aufenthalt eines halb civilisirten rauhen Volkes. — Solche Ideen werden aber bald geändert, wenn man näher mit diesem Lande und seinen Bewohnern bekannt wird. — Norwegen ist ein gebirgiges, und größtentheils ein Hirtenland, mit großen Wäldern, die vortreffliches Bauholz liefern. Die Bewohner haben jene einfachen Tugenden, welche man bei Völkern findet, die wenig verkehren mit ihren verfeinerten Nachbarn; sie haben auch noch viele abergläubische Gebräuche von ihren heidnischen Vorfahren behalten, so wie einen Fehler, der den nordischen Völkern überhaupt eigen ist, das starke Trinken. — In schwärmerischer Liebe zum Vaterland müssen alle Nationen dem Norweger weichen. — Er liebt und verehrt Alles, was zu seinem Geburtslande gehört oder dasselbe auszeichnet, — seine Berge, seine Felsen, seine Wälder würde er nicht für die reichsten Ebenen des Südens vertauschen. Die Worte *Gamlé Norgé* (Alt-Norwegen) üben auf den Nor-

weger einen mächtigen Zauber. Bei jedem Feste hört man diese Worte und sie werden sogleich von allen Stimmen wiederholt; die Gläser werden gefüllt, emporgehoben, geleert; kein Tropfen bleibt darin, und alsdann ertönt im Chorgesang „*For Norgé*“ das Nationallied von Norwegen.

Die Norweger sind in hohem Grade gastfreundlich gegen Fremde, und betrachten die Gastfreundschaft als eine Nationalpflicht, die Stadtbewohner so gut wie die Landleute. Die Ankunft eines Fremden in einer Stadt veranlaßt einen Feiertag; man fragt nicht: „wann werden wir den Herrn einladen?“ sondern, „was können wir erdenken, damit dieser Fremde den Aufenthalt in unserer Stadt für die glücklichste Zeit seines Lebens halte?“ — Der gebildete, gesellschaftliche Ton in Christiania, der Hauptstadt von Norwegen, kömmt dem in den südlichen Ländern wenigstens gleich. Dagegen scheint eine Gewohnheit mit den Begriffen einer feinen Bildung nicht in Einklang zu stehen. Jeder Gast nämlich, wenn er von der Tafel aufsteht, verbeugt sich vor der Dame des Hauses und sagt: „*take for maden*“ das heißt, „ich danke für die Bewirthung.“ Wenn ein Gast zufällig diese Formel vergißt, so wird es ihm Wochen lang nachgetragen.

Die Lage der Norwegischen Damen wird als gar nicht beneidenswerth geschildert. Da Essen und Trinken für ein Hauptgeschäft gilt, so sind die Damen aus allen Ständen genöthigt, das Geschäft der Köchinnen und Aufwärterinnen zu versehen. Je größer die Haushaltung, desto größer die Claverei. Die Mägde sind nur die Gehülffinnen der Frau. Sie kocht und bereitet die großen Massen von Lebensmitteln; sie (oder die Töchter) trägt die Schüssel auf; sie wechselt die Teller, wetzt die Messer, wartet den Gästen auf und verrichtet Geschäfte, die anderwärts den Dienstboten überlassen werden. Dies mag unpassend erscheinen; allein die Norwegischen Damen betrachten ihre Geschäfte als angenehm und nicht als unverträglich mit den gewöhnlichen, feineren Unterhaltungen der Gesellschaft.

Der Reisende hat in Norwegen den Vortheil, in den vier Monaten, Juni, Juli, August und September allen Wechsel der Natur in den vier Jahreszeiten zu beobachten. Der Frühling dauert nicht über 1 Monat, der Sommer 2 Monate, der Herbst ungefähr sechs Wochen. Das milde Wetter von der Mitte April bis Mitte Mai dient nur dazu, den Schnee zu schmelzen. Der Uebergang vom Winter zum Frühling ist wie ein Zauberschlag; das Verschwinden des Schnees gleicht dem Aufheben eines Schleiers, worunter die Rasen- und Blumendecke des Bodens verborgen lag. Vom Frühling zum Sommer und vom Sommer zum Herbst, ist der Uebergang, obgleich nicht so abstechend, doch außerordentlich überraschend. Die Obstbäume erhalten Blätter, Blüthen, reife Früchte, Alles innerhalb 3 Monaten; das Korn sproßt auf und wogt in goldenen Aehren, in viel kürzerer Zeit. Der Uebergang vom Herbst zum Winter ist so rasch wie vom Winter zum Frühling. An dem einen Tage stehen die Wälder in vollem Laube, nur die Färbung ist anders wie im Sommer; am folgenden Tage kömmt ein Wind aus Norden, beraubt sie ihres Blätter Schmuck und gibt ihnen ein winterliches Ansehen. Wenn das Wetter windstill ist, so erträgt man die Kälte leicht und kann ohne Unbequemlichkeit die heiteren Wintertage genießen. Wenn sich aber der Wind zur Kälte

gefelt, dann ist es kaum möglich, das Zimmer zu verlassen. Die Kürze der Tage im Winter erlaubt dem Sonnenschein nicht viele Stunden; allein gesellige Unterhaltung am warmen Ofen verkürzt die langen Abende. Es gibt keinen behaglichern Aufenthaltsort im strengen Winter, als bei einem wohlhabenden Gutsbesitzer oder Kaufmann in Norwegen. Kein Zugwind bläst durch das Haus, man weiß nichts von der nur auf die Nähe des Ofen beschränkten Wärme, und Kälte im übrigen Theil des Zimmers, was an andern Orten so häufig vorkommt; und es gibt nichts behaglicheres, als zwischen Betten mit Eiderdunen zu schlafen, wie man sie dort findet. Die reine Luft und die thätige Lebensart bewahren die Bewohner vor Krankheiten. Husten, Verkältung, Rheumatismus sind außerordentlich selten, und obgleich die Luft einen starken Appetit erregt und die Norweger nicht säumig sind, ihn zu stillen, so ist doch Indigestion mit ihrem Gesolge eine unbekannt Sache. — Die Heilart der Krankheiten in Norwegen ist sehr einfach; für Fieber und alle ungenannte Uebel ist das Universalmittel Brantwein mit einer Quantität Pfeffer vermischt. Wird der Kranke gesund, so hat der Brantwein und Pfeffer die Kur bewirkt; stirbt er, so trösten sich seine Freunde mit dem Gedanken, daß er noch leben würde, wenn er mehr getrunken hätte. Das starke Trinken scheint übrigens dem kernhaften Skandinavier nicht zu schaden, der gesund sein Greisenalter durchlebt, und gewissenhaft glaubt, daß in jedem Becher Brantwein ein Tropfen ächtes Lebenselixier enthalten sey.

Merkwürdig ist, daß Gartengewächse und Obst in geschützten Lagen zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gedeihen. Das beliebteste und nützlichste Obst in Norwegen ist die Kirsche, die selten misrathet; die Kirscheln werden in großen Quantitäten aufbewahrt und für Conditorsachen und Küchenkünste benutzt. Der Ackerbau wird kümmerlich betrieben und die spärliche Aernde noch dadurch vermindert, daß ein großer Theil zur Distillation von Kornbrantwein verwendet wird. — Die Lebensmittel, besonders Fleisch, Wildpret, Geflügel, Fische, Butter, Eier, sind außerordentlich wohlfeil und sehr gut. — Das Reisen ist ebenfalls sehr billig und im Nothfall wird auf die Bitte um Aufnahme in die Hütte eines Bauern, nie eine rauhe, abschlägige Antwort erfolgen. Der Norweger, in seiner eigenen Hütte, mit seinen wenigen Geissen, seiner Kuh, seinem Roggenfeld, seinem Kartoffelstück, und vor allem seinem Holzvorrath, ist ein thätiger, verständiger Mann. Bald trifft man ihn an, wie er sein Boot ausbessert, oder ein neues baut, bald wie er einen Karren oder Schlitten verfertigt; bald sieht man ihn einen Tisch machen, oder eine Schüssel schnitzen, oder das Dach seines Hauses mit Rasen oder Rinde bedecken, oder ein Paar Stiefel machen, oder eine Jacke flicken; wenn er nicht zu Hause ist, so beschäftigt er sich mit dem Anbau seines Landes, füttert sein Vieh oder fängt Fische zum Mittagessen. Der Norweger Bauer kann Alles selbst machen, was er braucht; er distillirt seinen Kornbrantwein und macht Wein aus Birkenensaft. Die Hauptstadt Christiania liegt an einer Bucht, die mit waldbewachsenen Inseln besetzt ist, in einer der schönsten Gegenden des Landes. Die schöne Bauart und angenehme Lage, so wie die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse empfehlen dieselbe als Aufenthalt für Fremde, von denen schon Mancher überrascht war,

in diesem nordischen Lande Vorzüge an Menschen und Dingen zu entdecken, die er hier nicht vermuthet hatte.

Berühmte Bibliotheken.

Mit der Geschichte der Fortschritte der Literatur schreitet die Geschichte der Einrichtung der großen Bibliotheken, worin die Werke der Gelehrten aus alter und neuer Zeit aufbewahrt werden, Hand in Hand. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst fand man in den Bibliotheken gewöhnlich jene Leute, die nur dazu fähig waren, die Werke ausgezeichneter Schriftsteller fehlerfrei abzuschreiben. Die Bücher waren so theuer, daß nur sehr reiche Leute eine Bibliothek anschaffen konnten. Im Alterthum waren jene zu Alexandria die berühmtesten. Die erste wurde von Ptolemäus Soter, ungefähr 300 Jahre vor Christus gegründet. Sie diente zum Gebrauch einer Akademie, welche er dasselbst errichtete und wurde nach und nach die größte in der Welt, da sie mehr als 700,000 Bände enthielt. In dem Kriege, welchen Julius Cäsar führte, wurde mehr als die Hälfte davon zerstört. Eine andere Bibliothek in der nämlichen Stadt blieb jedoch noch übrig und dorthin brachte Cleopatra 200,000 Bände aus der pergamenischen Bibliothek, welche ihr Marcus Antonius zum Geschenk gemacht hatte. Obgleich mehrmals geplündert während der Umwälzungen des römischen Reichs, wurde sie doch immer wieder hergestellt. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wurde Alexandria von den Saracenen mit Sturm genommen; sechs Monate lang lieferte die Bibliothek den Brennstoff für die Bäder der Stadt. So wurde sie ganz vernichtet und die neuere Zeit fast alles dessen beraubt, was die Weisheit und das Genie der alten Welt hervor gebracht hatte.

Italienische Bibliotheken. Aus der Kirchengeschichte erhellt, daß einige Klöster früh anfangen, Bibliotheken zu gründen. Die Orte, wo die Bücher aufbewahrt wurden, hatten außer dem Namen Bibliothek auch die Benennung Archive und Schreine (scrinia). Die Bibliotheken bestanden nicht nur aus Büchern oder Abhandlungen über Theologie, allgemeine Literatur, Geschichte u. s. w. sondern enthielten auch Fächer, worin Papiere aller Art niedergelegt und aufbewahrt wurden. Einige Päpste erließen ausdrückliche Vorschriften, daß alle Papiere, die zu gewissen in einer langen Liste aufgezählten Gattungen gehören, in den Bibliotheken der Kirchen niedergelegt werden sollten. Darunter befanden sich Verträge, Gesetze, Tausch- und Schenkungsurkunden, Abtretung von Eigenthum u. s. w. — Besondere Bücherfucher (conquistores) wurden bestellt, um Manuscripte zu sammeln, den Abschreibern der Bibliotheken zuzustellen und nachdem sie copirt waren, den Eigenthümern zurückzugeben. Die älteste und größte italienische Bibliothek ist die des Lateran in Rom. Im vierzehnten Jahrhundert, als Pabst Clemens V nach Avignon zog, nahm er dieselbe mit. Später wurde unter Martin V ein großer Theil davon nach Rom zurückgebracht und kam in den Vatican. Die Bücher waren in der größten Unordnung; es war kein Platz für eine so große Sammlung, auch kein Katalog vorhanden. Pabst Sixtus IV, welcher Geschmack an der Literatur hatte, und dem diese und andere Uebelstände nahe gingen, gab sich daran den Mißbräuchen abzuweichen, welche sich in die Verwaltung der Bibliothek eingeschlichen hatten. Durch die Nachlässigkeit der Aufseher waren viele Manuscripte an dumpfen Orten und aus Man-

gel an Luft vermodert, noch viel mehr waren ganz abhanden gekommen oder durch unvorsichtigen Gebrauch verstimmt worden. — Sixtus kann als Gründer der vatikanischen Bibliothek betrachtet werden, denn er ließ das jetzt bestehende Gebäude an einem pfeffenden, leicht zugänglichen Orte auführen und zweckmäßig einrichten. Demnächst bemühte er sich, die Bibliothek mit den ausserlesensten Büchern, deren sie am meisten bedurfte, auszustatten. Er ließ durch ganz Europa Bücher sammeln und seine Bemühungen krönte der schönste Erfolg. Die Zahl der Werke der besten und ältesten Autoren, auf Pergament geschrieben, belief sich bald auf mehr als 6000. — Zur Bestreitung der Kosten der Aufbewahrung und Vermehrung der Bücher machte er freigebige Schenkungen und bestimmte außerdem jährlich 100 Kronen, welche das Kollegium der apostolischen Schreiber jährlich den römischen Päpsten zum Geschenk zu machen pflegte. Diese Summe war für jene Zeit beträchtlich und wurde unter den Hauptbibliothekar, die Aufseher, Correctoren, Abschreiber und denjenigen, welcher das Geschäft hatte, die Bibliothek rein zu halten, vertheilt. Der Oberbibliothekar war zugleich erster Sekretär des Papstes.

Außer dem Vatikan waren noch andere berühmte Bibliotheken in Rom, z. B. die von St. Peter, die des tiefgelehrten Kardinals Sixtus, besonders mit griechischen Werken reichlich ausgestattet, welche auf 20,000 Kronen geschätzt wurde; jene des Kardinals Colonna; die Sforzische und Farnesische Bibliothek, welche sehr viele griechische Bücher enthielten. Es gab auch eine große Zahl Privat-Bibliotheken, welche eine Menge seltener Bücher und kostbare Denkwürdigkeiten aufzuweisen hatten. Dahin gehört die Bibliothek des Fulvius Ursinus, eines Römers und ausgezeichneten Kenners der griechischen und römischen Klassiker. Eine andere war das Eigenthum des Aldus Manutius. Die Gelehrten hatten stets Zutritt zu diesen großen Büchersammlungen. Aldus, der in mittleren Jahren starb, vermachte seine aus 80,000 Bänden bestehende Bibliothek der Universität Pisa. Die Bibliothek des Sixtus kaufte Kardinal Colonna für 14,000 Kronen. Er gab den Aufsehern ansehnliche Gehalte und stiftete einen Fond für die Vermehrung der Bibliothek. Zwei andere berühmte Bibliotheken in Italien waren jene des Herzogs von Florenz und des Herzogs von Umbria, die eine merkwürdig durch ihre vortreffliche Sammlung griechischer Bücher, die andere durch ihre mathematischen Werke. Die Medicische Bibliothek in Florenz wurde vom Pabst Clemens VII Gott und den heiligen Schutzpatronen der Familie Medici gewidmet. Die Bücher, sagte er, wurden aus allen vier Ecken der Welt gesammelt und zur Ehre seines Geburtslandes so wie zur Wohlfahrt seiner Mitbürger bestimmt. Der große Cosmus von Medicis vervollständigte diese Bibliothek am 11. Juli 1571.

Woche.

Am 7. Junius 1786 und an den zwei folgenden Tagen wurde auf Befehl Kaiser Josephs II. der Freiherr von Szekely auf die Schandbühne zu Wien gestellt. Er war vormals kaiserlicher Oberstwachmeister bei der ungarischen Edelgarde gewesen und versiel auf die Thorheit, Gold machen zu wollen, wodurch denn die öffentlichen Kassen, die er zu verwalten hatte, in bedeutende Defecte geriethen. Er wurde in einem Alter von 67 Jahren infam cassirt, der

Säbel ihm zerbrochen vor die Füße geworfen und die Uniformklappen abgerissen und so mußte er drei Tage hinter einander, jedesmal zwei Stunden, mit angehängter Tafel, worauf geschrieben stand: „Ungetreuer Beamter“ dem Volke zum Schauspiel dienen. Dann wurde er geschlossen unter starker Bedeckung auf die Festung Szegedin in Ungarn abgeführt. Ein alter Diener begleitete ihn mit Erlaubnis des Kaisers, von dem er auch täglich eine geringe Löhnung ausgesetzt bekam.

Am 8. Junius 1794 starb Gottfr. August Bürger, Professor der Universität zu Göttingen und einer der besten deutschen Dichter. Er war am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende im Halberstädt'schen geboren, studierte zuerst in Halle seit 1764 Theologie, dann seit 1768 in Göttingen die Rechtswissenschaft und wurde 1772 Gerichtsamtman in Alten-Gleichen. 1784 ging er jedoch, seiner Stelle entsetzend, nach dem nahen Göttingen, wo er erst nur akademischer Privatlehrer und dichterischer Schriftsteller war.

Am 9. Junius 1727 starb im 64. Jahre seines Alters August Hermann Franke, Professor der Theologie und Pastor zu Halle. Er wurde 1663 zu Lübeck geboren und ging schon im 14. Jahre auf die hohe Schule nach Gotha, studierte auch nachmals noch auf mehreren Universitäten. 1690 wurde er Prediger zu Erfurt; 1698 kam er nach Halle und legte noch in demselben Jahre den Grund zu dem bekannten Waisenhanse, nachdem er schon vorher eine Schule für arme Kinder errichtet hatte.

Am 10. Jun. 1789 starb der Betrüger Charles Price durch Selbstmord im Gefängnisse zu London. Sein Vater handelte mit alten Kleidern und jener benutzte die Gelegenheit, sich zu verkleiden, schon frühzeitig und zwar mit dem Erfolge, daß er sehr bald aus dem Hause gejagt wurde. Er versuchte sich nun in den verschiedensten Rollen, als Kammerdiener, Geldwechsler, Bierbrauer, Lotteriellecteur, Schauspieler und kam endlich, da er Banquerot machte, ins Gefängnis, aus dem er sich jedoch wieder befreite. Hier auf machte er Banknoten nach, und entging in den verschiedenartigsten Verkleidungen lange dem Arme der Gerechtigkeit. Doch auch sein Stündlein schlug; er wurde gefangen und konnte den Händen des Scharfrichters nur dadurch entgehen, daß er sich selbst an der Thüre seines Gefängnisses aufknüpfte. Er soll übrigens während seines unthatenreichen Lebens 45 verschiedene Charaktere angenommen haben.

Am 11. Junius 1742 kamen die Friedenspräliminarien zwischen Preußen, Sachsen und Oestreich zu Breslau zu Stande und somit war der erste schlesische Krieg geschlossen.

Am 12. Junius 1526 schloß Papst Clemens VII. mit Franz I., König von Frankreich, gegen den teutschen Kaiser Karl V. eine geheime Convention unter dem Namen der „Heiligen Ligue.“ Der Pabst sprach nun den König von Frankreich von dem Eide los, den er wegen der Erfüllung des Madrider Tractats geschworen hatte.

Am 13. Junius 1783 schickte Kurfürst Wilhelm von Brandenburg zwei Kriegsschiffe nach den Küsten von Guinea in Africa, um den Handel dort einzurichten, und baute daselbst auf einem den Einwohnern abgekauften Strich Landes ein Castell, das den Namen Großfriedrichsburg erhielt. Es wurde mit Lösung der Kanonen und anderen Feierlichkeiten förmlich eingeweiht.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck und Stereotypie von W. Hasper in Karlsruhe.